

Pfingstgruss



Pfingstlied.

Von R. J. Ph. Spitta.

Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Furcht,
Schöpfer aller Gotteswerke,
Träger aller Himmelsfrucht!
Geist, der einst der heil'gen Männer,
Kön'ge und Prophetenschar,
Der Apostel und Bekenner
Trieb und Kraft und Zeugnis war!

Hilf' du mit deinen Gaben
Auch uns schwache Kinder aus,
Kraft und Glaubensmut zu haben,
Eifer für des Herren Haus,
Eine Welt mit ihren Schätzen,
Menschengunst und gute Zeit,
Leib und Leben dran zu setzen
In dem großen, heil'gen Streit.

Schenk' uns gleich dem Stephan Frieden,
Ritten in der Angst der Welt,
In das Los, das uns beschieden,
In den schwersten Kampf uns stellt.
In dem rasenden Getümmel
Schenk' uns Glaubensheiterkeit,
Leb' im Sterben uns den Himmel
Zeig' uns Jesu Herrlichkeit!

Geist des Glaubens, Geist der Stärke,
Des Gehorsams und der Furcht,
Schöpfer aller Gotteswerke,
Träger aller Himmelsfrucht,
Geist, du Geist der heil'gen Männer,
Kön'ge und Prophetenschar,
Der Apostel und Bekenner —
Auch bei uns werd' offenbar!

Pfingsten.

Am Ende das Fest mit Maie! Ein Freudenfest es in früheren Zeiten, als die Welt des Trübens noch nicht vernommen und Schützengräben und Schlachtfelder, und den U-Boot-Krieg und verderbende Fernschüsse noch nicht kannte. Arbeit und Wahrheit ruft's heute durch die Freude, im alten Sinne dieses Wortes, der Welt geschwunden. Wir leben heute von der Arbeit, und diese richtet sich in diesen Tagen des Pfingstfests das Buch der Bücher und die Gerabkunst des Lebens schilbert, auf baldige Einkehr von Klarheit, von Einsicht in den wirklichen Stand der Welt, von Einsicht in den wirklichen Stand der Welt, von Einsicht in den wirklichen Stand der Welt.

Das Dröhnen der Mörser, das Krepierten schwerer Kanonen, das Stöhnen der Verwundeten, die brechenden Stimmen der Sterbenden und die Sorge um die Helden, die erst die rechte Pfingstfreude, unterdrückt den Gruß: fröhliche Pfingsten!
Es ist das zweite Kriegs-Pfingsten. Im vorigen waren wir um diese Zeit dem Frieden noch unentbehrlich. Noch standen wir damals in den größten Kämpfen, noch war die Entscheidung auf den Schlachtfeldern nicht gefallen. Und heute? Liegt heute die Entscheidung der Waffen hinter uns? Die Gegner sind nicht zugeben, daß die Mittelmächte gesiegt haben. Jede großsprecherische Rede eines Ministers, jede Behauptung über neue große Siege unserer Waffen, und zur See und in der Luft, auf dem näheren und ferneren Orient. Daneben stehen die Hungerpeinliche, die uns zu: Wir werden euch durch die Absperrung der Meere auf die Kniee zwingen!

Man darf man heute sagen, so fern die für den Pfingsten nötige Klarheit bei unseren Gegnern noch sein mag, die Leiter der feindlichen Staaten erkannt haben, daß es wirklich steht, dann begreifen sie mit der Klarheit des Krieges ein grauenhaftes Verbrechen: den Krieg gegen das göttliche Gebot: „Du sollst nicht töten.“

in diesem Kriege seine Kraft vernichtet und das kulturelle Uebergewicht der Welt ins Land der Geldmächte in Nordamerika hinübergeleitet läßt. Aber man wird einwilligen zugeben dürfen, daß die Wahrheit, die Klarheit sich bei ihnen noch nicht durchgerungen hat. Was man hofft, das glaubt man gern! und mit welcher ängstlichen Zagen müssen sie doch an der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang dieses so leichtsinnig angezettelten Krieges

hängen! Wie schnell mag sich da in ihrem Herzen jeder kleinste Erfolg ihrer Waffen gegen uns an unwichtigster Stelle zu größter Bedeutung auswachsen! Wie freundlich mögen da in ihren Ohren die Meldungen klingen über Ernährungsbeschwerden in den Deutschen Großstädten, über Ausschreitungen von Frauen vor den Butterläden usw.

Da hilft nur Klarheit und Wahrheit, und die sind es, die wir dieses Mal vom Geiste des Pfingstfestes erhoffen, erleben. Der Klarheit auf militärischem Gebiete werden unsere Gegner sich kaum noch verschließen können. Selbst wenn sie annehmen, daß wir nicht vorwärts könnten, so müssen sie doch zugeben, daß auch sie den eisernen Schutzwall von Deutschlands und Oesterreichs Gauen nicht zu zertrümmern vermögen, sie erst recht nicht. Und wenn sie noch große Hoffnungen auf ihre übermächtige Wehr zur See gesetzt haben, so haben sie doch auch da gerade in diesen Tagen einen immerhin erheblichen und für die Beurteilung der Aussichten für fernere Seekämpfe zum mindesten sehr bedeutsamen Fingerzeig erhalten, der sie ruhig machen und zur Selbsterkenntnis führen sollte. Und wie der Herr unsere Waffen sichtbar segnet, so steht uns sein Schutz auch zur Seite gegenüber dem englischen Aushebungs-krieg. Der Pfingsten nach alter Sitte durch die herrliche Natur wandelt, wird überall mit freudigem Erstaunen feststellen, wie glänzend die Ernte zu werden verspricht, die unserer dieses Jahr wartet. Ein ganz ungewöhnlicher Erntesegen scheint, wenn die Günst des Wetters uns bleibt, dieses schwerste Kriegsjahr begleiten zu sollen.

Wir Deutsche haben keine Möglichkeit, den Gegnern gut zuzureden; sie glauben uns einfach nichts und klammern sich mit krampfhafter Angst an die unwichtigsten und unwahrscheinlichsten Meldungen, sofern sie uns nur im geringsten schädlich zu sein scheinen. Und wenn wir mit den biblischen „Feuerzungen“ reden würden, man würde uns nicht glauben.

Da baut sich unsere Hoffnung auf den Herrn, auf den Heiligen Geist des Pfingstfestes, der die Welt erleuchtet und mit seiner Klarheit und seinem Willen erfüllt. Möge er die schreckliche Heimsuchung, die er der in Kultur übermütig schwelgenden Menschheit durch diesen Krieg geschickt hat, recht bald ein Ende machen durch schnelle Ausbreitung klarer Erkenntnis der Dinge, durch Austreibung falscher Hoffnungen und Illusionen.

Pfingstzauber.

Novellette von Max Wundt.

Pfingstsonntag ist's. Weihevoller Stille liegt über den Bergen. Nur den Jellerbachgrund hinauf singt und tönt es in feierlichen Rhythmen. Die Mühlbacher Kirchenglocken sind es, die drunten die feststehende Frühmette ausläuten. Die weichen Klangwellen, mit Sonnenschimmer und frischem Waldduft durchwoben, fluten das Tal hinauf — Geisterflügel, von denen bei jedem Flügel Schlag Pfingstsonntagsfrieden und Pfingstsonntagssegens auf die Erde herniederträufelt. Ueber der steilen Wetterwand drüben, die sich trotzig noch in tiefe Nacht hält, verblissen die leuchtenden Farbenspiele, in denen die schimmernden Schneefirn des Hochkönigs das Gold der Morgensterne aufflammen liegen. Ein zauberhaftes Gleichen, Strahlen und Flimmern webt um das kahle Gestein, um jeden Strauch und Baum.

Wo von der Wetterwand her sich der schäumende Sturzbach in den gründlichen Jellerbach ergießt, führt eine kunstlose Brücke mit einem aus silberfledigen Birken gefügten Geländer über die Strudel. Am Ende der Brücke steht ein Kreuz; an ihm hängt die Figur des leidenden Heilands, roh aus Holz geschnitten.

Die Glodentöne sind längst verklungen; aber immer noch kniet vor dem Kreuz ein junges Mädchen in inbrünstigem Gebet. Sie ist schön, jedoch nicht von der Schönheit eines überfeinen, zierlichen Stadtkindes, sondern von jener derben Art, wie sie die ungebrochene Natur erzeugt. In dem hellbraunen Haar scheinen die Sonnenstrahlen in leuchtende Flammen aufzugehen. Aus dem kindlich-süßen Gesicht schauen ein Paar große, tiefblaue Augen hervor, die dem Betrachter einen

des Jellergrundbauern Marthel setzt sich aufsteigend auf das Gestein und blickt, das Auge von verhaltenem Weinen umflort, in die wunderliche Pfingsttagsmorgen-Landschaft hinaus. So goldig und klar steht's in ihrem Herzen nicht aus. Viel Sorg' um ihren Schatz, den ewig lustigen Rudi, hatte sie ja immer gehabt... ach die Liebe! Früher hätte sie nie geglaubt, daß die Liebe so viel Leiden bringt. Nun sah sie's selber. Der Jellergrundbauer besaß einen harten Kopf und der Rudi einen gar windigen Geldbeutel. Das waren zwei Dinge, die nach menschlicher Berechnung nie zusammen passen würden. Aber Marthel verlor deshalb die Kurach' nicht. Der Rudi und ich, sagte sie, wir können halt warten; lassen tun wir von einander nicht; das ist gewiß. Und's war' auch schon immer noch zu ertragen gewesen, wenn sie der Alte nicht gar so sehr mit dem Holzmüller geplagt hätte. Das war so ein freier nach dem Dergen

des Jellergrundbauern. Seine Sägemühle brunten am Gießbach ging Tag für Tag, und sein Reichtum ward alle Tage größer. Er war ja eigentlich kein abler Mann, trotz seiner vierzig Jahre, aber doch Witwer, und besaß sogar einen sechzehnjährigen Jungen, der alleweil ins Ausland geschickt worden war, weil er daheim gar nicht gut tat. Der Holzmüller war ganz vernarrt in sie, das schwere Geld des Jellergrundbauern schien es nicht allein zu sein, das ihn so mächtig anzog. Marthels hübsches Gesicht, ihr herrliches Gemüt und ihre hausmütterlichen Talente hatten es ihm nicht minder angetan. 's war bloß ein kleiner Fehler bei der Sache, hätten sonst leicht ein wohlgefüßtes Paar werden können — die Marthel mochte ihn nicht. Ihr steckte der Rudi viel zu tief im Kopf, und das war des Holzmüllers helle Wut.

„Bist du doch ein rechter Narr,“ hatte der reiche Holzmüller zu sich gesagt, „daß du den Wurm in deinem eigenen Holze großziehst. Er muß hinaus!“ Die Gelegenheit fand sich, und zwar gründlich.

Rudi stammte aus der Gegend, war aber in der Stadt bei Verwandten erzogen worden. Er wurde allgemein der Schreiber genannt, da er sein nicht allermäßig reichliches Brod mit der Feder verdiente. Kontorist oder Buchhalter würden wir dazu sagen. Er war bei dem reichen Holzmüller, der einen ausgedehnten Betrieb hatte, als eine Art Geschäftsführer angestellt und hatte zugleich die Bücher in Ordnung zu halten. Er war eine tüchtige Kraft; daher kam es, daß sich der alte Holzmüller immer nicht entschließen konnte, ihn Feierabend machen zu lassen; aber es wurnte den reichen Mann, daß er bei ihm in Lohn und Brot war. Marthels Herz, während er mit seinem ganzen Reichtum und seinen Tugenden vor der Tür stand und sich vergebens abmühte, hineinzugelangen. Aber da war ihm das Schicksal zu Hilfe gekommen. Ein harter Schlag war's zwar; doch es hatte eben das Glück mit sich, daß Rudi nun ein für allemal abgetan erschien. Eines Tages, es war bei der Abrechnung zu Neujahr, stellten sich Ungenauigkeiten in den Büchern heraus, etliche schwerwiegende Fälschungen wurden entdeckt und zuletzt kam man dahinter, daß das Ganze auf eine große Unterschlagung hinauslief. Der Verdacht fiel naturgemäß auf Rudi, der sich auch nur sehr schlecht verteidigen konnte. Jetzt, mit einem Male, fiel dem reichen Holzmüller manches ein, auf das er früher kein Gewicht gelegt hatte, und kurz und gut, Rudi wurde in das Untersuchungsgefängnis abgeführt, und im verfloffenen Monat war endlich das Urteil gesprochen worden. Eine unselige Verletzung von Umständen ließ ihn in jedermanns Augen als schuldig erscheinen; die belastenden Aussagen des Holzmüllers und vor allem seines Jungen, der damals noch hier war, taten ein übriges. Rudi wurde zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt.

So standen die Sachen heute am heiligen Pfingsttage. Mochte alle Welt den Rudi für einen Spitzbuben halten, — die Marthel tat's nicht; sie konnte es nicht glauben. Es war ja alles wahr, was sie gegen ihn vorgebracht hatten, es ließ sich nichts leugnen, und doch — ihr Herz blieb dabei: er ist unschuldig. Ist das ein Pfingstfest! Sie mußte weinen, wenn sie daran dachte — Pfingsten im Gefängnis, jetzt und bis zwei Jahre hinein, mit dem Brandmal der Schande auf seinem Namen, und das alles unschuldig leiden müssen. Marthel schlug die Schürze vor das Gesicht und weinte herzbrechend.

Ja, und zu alle dem Unglück die häßlichen Worte des Vaters, und der Holzmüller, der immer zudringlicher wurde, obenein! Es war ein Jammer! Da hätte es not getan, daß ein bißchen von dem warmen

In ihrem Schmerze hatte die Marthel gar nicht gemerkt, wie ein Mann, in dessen wohlgepflegtem Bart sich schon die ersten grauen Härchen zeigten, nach allen Seiten auslugend, den Weg herauf gekommen war. Vor dem Mädchen machte er Halt und schaute es halb erfreut, halb furchtsam an.

„Grüß dich Gott, Marthel!“ sagte er.
„Mein Gott, Ihr seid es, Holzmüller?“ fährt die Marthel erschrocken zusammen.

„Bin drunten gewesen im Fellergrundhof; aber der Vogel war schon ausgeflogen. Das Dirndl ist nach Mühlbach gegangen zur Frühmeite, sagte der Hofbauer, und da hab ich gedacht, wirft ihm ein Stüdel Wegs entgegengehen.“

„Ich dank' Euch, aber ich mag am liebsten allein sein.“
„Trauerst immer noch um ihn? Ist er's denn wert, der Erzschelm?“

In Marthels Augen blitzte es zornig auf.
„Wöcht wohl wissen, wo der Erzschelm steht,“ stieß sie aufgeregt hervor. „Daß ich's Euch nur sag', Holzmüller, ich glaub' nicht an Rudis Schuld. Wer ihn dahineingebracht hat, der mag das mit sich und unserm Herrgott ausmachen.“

„Neb' nicht so daher, Dirndl! Das Gericht hat doch gesprochen.“

„Das Gericht!“ sagte sie bitter, „die Richter sind auch Menschen und können irren. Sie kennen den Rudi ja nicht; sie hätten ihn sonst nichtschuldig sprechen können.“

„Aber was ich gesehen hab': hab' ich doch gesehen!“ wandte der Holzmüller ein.

„O, das ist auch was! Der Haß sieht zehnmal mehr als gut ist!“

Der Holzmüller sah verlegen vor sich nieder.

„Marthel, magst mich denn gar nicht ein bißchen leiden?“

„Nein,“ kam es hart von ihren Lippen, „jetzt schon gar nicht mehr.“

Der Mann wandte sich stirnrunzelnd ab und schwieg. Nach einer Pause, als Marthel sich erhob, fragte er: „Geht jetzt heim, Marthel?“

„Ja.“ — „So will ich auch im Fellergrundhof einreden. Aber sieh, Marthel, die wunderschönen Enzianblumen da oben an der Wand! Wart', ich will sie dir pflücken!“

„Laßt das, Holzmüller! Steht unserm Herrgott nicht seine Blumen. Ich mag sie nicht.“

„Hast aber Enzian so gern, und was anderes nimmst du ja nicht von mir.“

„Eure Knochchen werden da nicht mehr mittun! Das Klettern ist nichts mehr für Euch,“ sagte sie spöttisch.

„O, ich schaff's schon! Bin noch nicht gar so alt!“

„Freilich, freilich, so in den besten Jahren, wie man's nennt.“

Als sie ihr Gebetbuch aufgenommen hatte und sich zum Gehen anschickte, sah sie den reichen Holzmüller mit einer Gewandtheit die steile Wand hinaufklettern, die sie ihm wirklich nicht mehr zugetraut hätte. Es war kein kleines Wagnis, wäre auch für jüngere Knochen nicht gefahrlos gewesen.

Der Holzmüller stieß einen fröhlichen Zuchzer aus. Er hatte die Enzian erreicht. Wie er sich aber mit hochrotem Gesicht erhebt, in der Hand den gepflückten Blütenbüschel, fängt der Boden mit einem Mal an zu weichen, sein Fuß verliert den Halt, und der Holzmüller stürzt kopfüber die Wand herab.

Der Pfad, auf dem der Marthel steht, ist nur schmal. Der Holzmüller, der jetzt ganz gehörig ins Rollen gekommen ist, kugelt über den Saumsteig weg und wäre im nächsten Augenblick vollends in die steile Felschlucht abgestürzt, wo er unrettbar verloren war. Aber das Mädchen springt auf die herabsausende formlose Masse zu, erhascht den Holzmüller irgendwo und läßt sich dann platt auf die Erde gleiten, um nicht ebenfalls das Uebergewicht nach der Felschlucht zu kriegen. Mit den Worten: „O du mein Gott, das hatt' was werden können!“ erhebt er sich und setzt sich mit hochklopfenden Herzen und freudebleich im Gesicht auf einen Stein. Das Mädchen häubt seine Kleider ab und sagt:

„Habt Ihr Euch Schaden getan, Holzmüller?“

„Nicht den leisesten“, antwortet er, und starrt immer noch fassungslos in die Felschlucht hinab. Dann atmet er tief auf und schaut so seltsam auf die Bracht des Pfingstmorgens rings um ihn her.

„Gott, wenn ich dran denk', daß ich das alles noch sehe, und wie schön die Erde ist — bislang hab' ich's noch gar nie so recht genützt — so schön war die Welt wohl auch noch niemals! — Ich hatt's halt aufgegeben.“

„'s war Nacht um mich her. Jetzt ist's vorbei, dacht' ich, alles ist aus. Und nun —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Heiß stieg es in ihm empor: er mußte seine stohweis hervorgebrachte Rede unterbrechen und griff nun nach Marthels Hand.

„Holzmüller, mir scheint, Gott hat Euch das Leben zum zweiten Male gegeben. Wollt Ihr ihm nicht danken?“

„Hast recht, Dirndl; aber ich dacht' jetzt alleweil etwas anderes“, sagte er, und warf sich vor dem Kreuz in die Knie und betete.

Marthel folgte seinem Beispiel, erhob sich aber nach kurzer Zeit wieder und preßte beide Hände zuerst gegen den Kopf, dann auf die heftig atmende Brust, als wäre da drinnen etwas ganz Ungeheuerliches, das heraus sollte und doch nicht konnte.

„Holzmüller“, sagte sie endlich zu dem Manne, der wieder da stand, wie einer, der an sich selbst noch nicht recht zu glauben vermochte. „Holzmüller, verzeiht mir, daß ich jetzt davon red', aber es muß heraus.“

Gott hat Euch soeben das Leben wiedergegeben, das verloren war, geht, gebt dem Rudi die verlorene Ehre wieder. Ihr wißt ja selber, daß er unschuldig ist. Ihr könnt's tun. Ihr sollt's auch nicht einmal umsonst tun, Holzmüller. Meine Hand geb' ich Euch, wenn Ihr ihn frei macht, frei und ehrlich! Und der Rudi soll dann fort, er soll Euren Frieden nicht mehr stören. Er soll ja nicht frei werden um meinetwillen... und um meinetwillen soll er nicht ehrlos sein. Tut es, Holzmüller! Ich bitt' Euch drum!“

Der Mann war in freudigem Schreden aufgesprungen und wollte jetzt in überströmendem Glücksgefühl Marthels beide Hände ergreifen, besann sich aber, und sagte:

„Woher weißt du, daß er unschuldig ist?“

„Und wenn hundert Richter ihn verurteilten, mein Herz sagt, er ist unschuldig. Ich weiß nicht, woher...“

Und die meine willst du sein...? O, du...!

Ja, ja, Marthel! Daß du's nur weißt, er ist unschuldig. Ich hab's selbst nicht gewußt, hab' ihn am Anfang selber für schuldig gehalten. Erst als sie ihn schon verurteilt hatten, da rückte mein Junge, der unselige Rudi, mit der Sprache heraus. Er war's gewesen, er hat die Bücher gefälscht, um die Schuld auf den Rudi zu lenken. Und dann hab' ich geschwiegen... ich wußte ja nicht mehr, was ich tat, Marthel! Ich hatte dich doch so schrecklich lieb, und es tat mir weh, den Rudi in deiner Nähe zu wissen. Aber noch heut' fahr' ich hinunter nach der Stadt und schaffe den Rudi frei. Du sollst sehen, daß ich so schlecht noch nicht bin...“

„Holzmüller“, sagte die Marthel einfach, „tut das! Ich will's Euch nie vergessen.“

Der reiche Mann atmete tief auf und ließ wieder die staunenden Blicke in die majestätische Frühlingslandschaft hinausgleiten. „Ah“, begann er, „nun ist mir wohler, nun, da es heraus ist. Es hat mir fast die Seele abgedrückt. Es ist wahr, der liebe Herrgott hat mir erst so einen kleinen Denzettel geben müssen. Jetzt scheint mir alles noch mal so schön und so leicht. Und du, Marthel... Du willst nun wirklich die Holzmüllerin werden?“

„Ich hab's gesagt.“

„Wird es dich aber auch glücklich machen?“

„Rudi wird frei sein und wird seinen ehrlichen Namen wiedererhalten, das ist genug!“

„Marthel“, sagte der Holzmüller herzlich, ergriff ihre Hände und schaute ihr tief in die Augen — „ich will dir was sagen. Es ist halt so über mich gekommen, ich weiß nicht, was. Mir ist immer, als hätt' ich schon vor Gottes Stuhl gestanden und als hätte der liebe Herrgott mir Frist gegeben, alles wieder aut au

machen. Und dann... die Herrlichkeit auf der Erde. Ich bin nicht schlecht, Marthel. Ich will deinen Vater holen und selber für ihn den Brautwerber machen deinem Vater. Er tut's schon. Ich glaub' auch, daß selber bei dem Rudi manches gut zu machen hab'.“

Marthel?“

„Holzmüller!“ lachte das Mädchen auf: „Das magst du tun? Das wollt Ihr wirklich tun?“

Er schaute mit strahlenden Augen in ihr lachendes Gesicht und nickte.

„Ja, mein Marthel, das will ich tun, ich...“

Weiter kam er nicht. Mit einem hellen Jubelschrei flog sie ihm um den Hals.

„Mein, nein, ich kann mir nicht helfen, Holzmüller, ich muß Euch küssen. Rudi wird mir verzeihen.“

„Ich bin ja zu glücklich!“

Der alte Mann hatte seinen Fuß weg und stand wie ein Träumender.

„Das ist der erste und einzige Kuß von meinem Marthel“, sagte er dann und wuschte mit der Hand die feuchten Augen: „und ich kann wohl stolzer auf ihn sein als auf alle die anderen, die ich mir sonst hätte — nehmen müssen. Dann plötzlich in eine fröhlichen und lebhaften Ton verfallend, wie wenn eine schwermütige Stimmung soeben abgeflutet hätte, fuhr er fort:

„Postausend, Dirndl! Ich hatt's nie geglaubt, froh und leicht so ein bißchen Recht tun macht!“

Marthel drückte ihm die Hand und meinte: „Ist der Pfingsttagsmorgen noch einmal so schön!“

Der Holzmüller hat Wort gehalten, und schon nächsten Abend sah er mit Rudi, Marthels erstem Bräutigam, am Tische des Fellergrundbauern, der fröhlichsten einer war der reiche Holzmüller.

MANOL
Die führende Zigarette

Wer über das gesetzlich zulässige Maß hinaus Hafer, Weizen, Korn, Mischfrucht, worin Hafer befindet, oder Gerste verfüttert, versündigt sich am Vaterlande!

Drucklachen jeder Art werden modern u. geschmackvoll in Ed. Bierhader's Dringung ausgeführt.

Lorbeer und Rose.

Novelle von A. Gaus-Bachman.

(Nachdruck verboten.)

Die Dienstreute hatte er mit reichen Geldgeschenken für ihre Leistungen während seiner Krankheit bedacht und Frau Warbed in den siebenten Himmel versetzt, indem er ihr ein prachtvolles Seidenkleid kaufte. Der Schimmer dieses Seidenkleides verklärte sogar Anna in ihren Augen, weil sie vermutete, Romberg habe es ihr aus Dankbarkeit für ihre Mitteilungen bezüglich Annas Herzensangelegenheiten geschenkt.

Die Tage vergingen und bald ging die Frist zu Ende, die der Arzt dem Maler für den ersten Besuch im Atelier gesteckt hatte. Eines Morgens war Hans sehr früh ausgegangen; Romberg, der seit seiner Genesung ebenfalls sehr früh aufstand, hatte ihn fortgehen sehen.

Er rief Anton zu sich und schickte ihn mit einigen Aufträgen fort, dann ließ er sich zum Ausgehen an, und als er sich beobachtet wußte, ging er rasch ins Atelier: seit jener Unterredung mit Anna hatte Hans es nicht mehr verschlossen, nun lag ihm nichts mehr an der Geheimhaltung des Bildes. Als Romberg eintrat, baßte er die Faust gegen das Werk seines Schülers. „Dich soll kein Mensch sehen“, flüsterte er, dann bückte er sich und verbarg etwas hinter den Falten eines Vorhanges; wenige Minuten manipuliert er dort, dann verließ er ohne selbst einen Blick auf sein eigenes Werk zu werfen, das Atelier und bald darauf das Haus, um seinen gewohnten Spaziergang zu machen.

Nach kaum einer Stunde kehrte Anton zurück: er hatte alle Aufträge besorgt und wollte dies Romberg melden, fand ihn aber nicht zu Hause. Er ging also rubig an seine Beschäftigung; da fiel ihm plötzlich ein immer stärker werdender Brandgeruch auf. Besorgt eilte er in das Schlafzimmer seines Herrn, ob dieser nicht etwa ein brennendes Streichholz auf den Teppich hatte fallen lassen, er fand indessen nichts; auch in Holms Zimmer, bei dem so etwas leicht zu vermuten war, war alles in Ordnung. Run kam er an Annas Tür.

Er klopfte, doch sie hörte nicht; sie sah eben am Fen-

ster und schaute träumerisch ins Weite. Als Anton keine Antwort erhielt, befiel ihn heisse Angst, vielleicht schlief sie noch und es brannte in ihrem Zimmer? Endlich sagte er sich ein Herz und öffnete die Tür.

„Gnädiges Fräulein!“ rief er ängstlich.

Anna wendete sich um. „Was gibt es, Anton?“ fragte sie.

„Verzeihen Sie, daß ich es wage, hier einzudringen,“ antwortete er, „aber es riecht im ganzen Hause so sehr nach Rauch, ich fürchte, es brennt irgendwas und ich weiß nicht wo. Haben Sie hier nichts gemerkt?“

„Bis jetzt nichts,“ erwiderte Anna aufstehend, „aber seit Sie die Tür geöffnet haben, spüre ich es auch. Woher mag das nur kommen? Haben Sie in Herrn Holms Zimmer nachgesehen?“

„Gewiß, dort ist's aber nicht,“ entgegnete Anton.

In diesem Augenblick ertönte Geschrei.

„Zu Hilfe! Feuer! Feuer!“

„Da haben wir's richtig,“ rief Anton entsetzt; er riß die Türe auf und rief auf den Gang hinaus: „Wo, um Gotteswillen, wo?“

Frau Warbed stürzte schreckensbleich und atemlos herein. „Anton, die Feuerwehr, schnell, schnell,“ rief sie, „es brennt im Atelier.“

„Im Atelier?“ rief Anna. „Barmherziger Gott!“

Sie drängte die beiden zur Seite und stürzte hinaus. Anton wollte ihr nachsehen, die Warbed hielt ihn ängstlich am Rockschöße fest und erzählte jammernd, wie sie den Brand entdeckte. „Ich wollte in den Garten hinunter, da bemerkte ich den Rauch im Gange; wie kommt denn da Rauch her? dachte ich mir und öffnete die Türe zum Atelier; ach, da ist alles voll Rauch und Flammen.“

Anton suchte sich loszureißen.

„Was hat sie nur vor, wo rennt sie hin?“ rief er, an Anna denkend.

„Ach, lassen Sie das Mädchen,“ schrie Frau Warbed, „die Feuerwehr, Anton, die Feuerwehr!“ Dabei hielt sie aber wohl ohne es zu wissen, noch immer frampfhaft Anverbrannten meine Kleider, meine Wäsche, alle meine Saksens Rock fest.

„Ja, so lassen Sie mich doch los!“ rief Anton, und es gelang ihm endlich sich zu befreien: er eilte Anna nach

Diese war ins Atelier gedrungen und hatte mit einem Blide gesehen, daß Holms Bild zunächst in der Mitte schwebte; mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft hatte es durch den Qualm geschleppt, doch in der Nähe der vergangen ihr die Sinne. In diesem Augenblick kam Anton; er erfaßte sie und trug sie hinaus; nach ihr kam er das Bild, um dessentwillen sie unbegreiflicherweise Leben gewagt hatte, in Sicherheit. Dann schloß er die Tür und eilte, die Feuerwehr zu benachrichtigen, die denn auch bald zur Stelle war.

Jetzt brachte er Anna auf ihr Zimmer und trugte eines der Dienstmädchen, bei ihr zu bleiben.

„Ach, Herr Anton,“ rief dieses klagend, „und ich bin!“

„Nichts verbrennt,“ beruhigte er; „wo ist das Feuer und wo Ihre Sachen! Die Löscharbeiten sind im vollen Zuge, das Feuer wird nicht weitergreifen. Seien außer Sorge, ich werde Ihre Sachen in Acht nehmen.“

Er eilte fort. Anna hatte sich indessen erholt und setzte sich halb auf.

„Sie können gehen, Sophie,“ sagte sie zu dem Mädchen, „mir ist schon ganz wohl; öffnen Sie nur noch die zweite Fenster, damit dieser schreckliche Brandgeruch schwindet.“

Das Mädchen gehorchte.

„Ich begreife nicht, gnädiges Fräulein, wie Sie gegen der lumpigen Bilder so mitten in das Feuer rennen konnten. Sie sind doch ein Menschenleben wert.“

„Das verstehen Sie nun doch wohl nicht, Sophie,“ versetzte Anna sanft.

Von den Bildern verstehe ich freilich nichts,“ erwiderte Sophie; „ich weiß wohl, daß der gnädige Herr glaublich viel Geld dafür bekommen, aber ich weiß nicht, daß er sehr, sehr reich ist und es daher nicht so nötig braucht; und dann, denke ich, die Dinger kann er wieder malen, aber Sie wieder lebendig machen, das können. Und genügt hat das Bagestück auch nicht ein einziges Bild haben Sie gerettet, das hätte auch mitverbrannt können. Also, Fräulein brauchen mich nicht.“

„Ich nicht mehr?“

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Milian.

Roman von Marie Lenzen-Sebrensd.

17)

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin war leicht zusammengefahren und prüfte zweifelnd Günthers Züge, während sie wiederholt mit unsicherer Hand über ihre immer heftiger schmerzende Stirne fuhr; dann fragte sie, sich sammelnd: „Irrten Sie sich nicht, Herr zur Sprenge? . . . Es ist doch kaum glaublich, daß Graf Stammegk einen so abscheulichen Gedanken gefaßt haben könnte, um so weniger, als die Ausführung desselben ihm nicht den geringsten Vorteil bringen würde.“

„Ihm freilich nicht, Mama, aber den Verwandten seiner Frau,“ meinte Ferdinand.

„Denen zu Liebe,“ nahm die Gräfin lebhaft wieder das Wort, „wird er keinen Finger rühren. Sie alle sind ihm ganz so gleichgültig, wie die Gräfin Claudia selbst; und das will viel sagen, — ich bin überzeugt, er hat nicht einen Funken Gefühl für seine Frau. Weshalb sollte er sich denn ihr wegen in ein Unternehmen einlassen, welches eine Quelle argen Verdrußes für ihn werden müßte; denn die Komtesse Stammegk würde sich nicht ohne vorherigen Kampf zu einer — so schmähligen Verbindung bequemen.“

„Gewiß nicht; sie ist vielmehr zum äußersten Widerstande entschlossen,“ sprach Günther sehr ernst.

„Ah — also hat die Komtesse doch die Sache mit Ihnen besprochen?“ fragte die Gräfin mißtrauisch.

„Sie konnte füglich nicht anders, denn von mir erhielt sie die erste Nachricht über das gegen sie geplante Unrecht,“ erwiderte zur Sprenge gemessen.

„Wie, Günther, du hattest Kenntniß von dem abscheulichen Plan und warntest die Komtesse!“ rief Ferdinand lebhaft. „Weshalb botest du ihr denn da nicht selbst deinen Beistand gegen die ihr drohende Gefahr?“

„Ich tat es,“ versetzte Günther bleich und mit mühsam bewahrter Selbstbeherrschung; „aber sie lehnte meinen Beistand, als den eines bürgerlichen Mannes, ab.“

„Und sie tat recht,“ sagte die Gräfin mit großer Befriedigung. „Wenn wir das Unglück haben, Differenzen unter uns sich erheben zu sehen, so muß unsere erste Sorge sein, sie streng innerhalb unseres Kreises zum Austrag zu bringen. Die Komtesse handelt ganz korrekt, sich meines Beistandes zu versichern.“

„Gew. Erlaucht bitte ich, sich zu erinnern, daß nicht die Komtesse, sondern meine Verehrung, mein Vertrauen zu Gew. Erlaucht mich bestimmten, Ihnen Mittheilung über die Absichten des Grafen Stammegk zu machen.“

Die Gräfin fuhr sich wieder über die Stirn. „Ja, richtig; ich vergaß es. Aber wie haben Sie die Sache erfahren?“

Günther erzählte seine Unterredung mit Philipp.

„Aber sollte der Bursche nicht gefabelt haben?“ fragte Ferdinand.

„Nein. Die Sache wird dadurch bestätigt, daß die Stammegks und Einsfelds das Gerücht von der geplanten Verbindung absichtlich in ihrer nächsten Umgebung zu verbreiten suchen. Gestern erzählte mir Baron Gladenbeck, den ich zufällig in Hammersdorf traf, seine Kusine Sophie, die jüngere Schwester der Gräfin Claudia, habe ihm versichert, er werde bald eine Einladung zur Feler

der Verlobung ihres Bruders mit der Komtesse Stammegk erhalten.“

„Dann wundere es mich weshalb sie nicht lieber in aller Form Verlobungsanzeigen machen,“ bemerkte Ferdinand.

„Ich denke, sie wagten es bisher nicht, dem noch ungebrochenen Widerstande der Komtesse gegenüber.“

„Ich glaube, Sie haben recht,“ sagte die Gräfin, sich aufrichtend. Sie hatte im Sopha geruht und sprach mit etwas angegriffener Stimme: „Ja, — was ich Ihnen sagen wollte — das Angemessenste wird sein, daß die Komtesse Stammegk sich unter den Schutz des Grafen und der Gräfin Heißlamm, ihrer nächsten Verwandten, stellt.“

„Ich erlaube mir bereits, der Dame diesen Vorschlag zu machen —“

„Ah — Sie sind von einer merkwürdigen Umsicht,“ murmelte die Gräfin.

„Allein er war unausführbar, weil der Graf sich mit seiner Familie in Neapel befindet.“

„Richtig, das weiß ich ja. Ich bin heute unbegreiflich vergesslich.“

„Das macht dein Kopfschmerz, Mama.“

„Möglich; aber ich bin es, wie es scheint, nicht allein. Dachten Sie nicht daran, lieber zur Sprenge, daß die Komtesse ja nach Neapel schreiben kann?“

„Gewiß, Gew. Durchlaucht; aber mit einem Briefwechsel nach Italien ist manchmal ein bedeutender Zeitverlust verknüpft, und es wäre wünschenswert, den Absichten des Grafen Stammegk und seiner Gemahlin ein schnelles Ziel zu setzen. Außerdem haben wir keine Gewähr dafür, daß man der Komtesse eine freie Korrespondenz mit ihren Verwandten gestattet. Bei der Leidenschaftlichkeit des Herrn von Tennenborn fürchte ich, daß er nicht eben ängstlich in der Wahl seiner Mittel fein wird.“

„Aber was tun?“

„Würden Gew. Erlaucht nicht die Gnade haben, sich mit der Frau Gräfin Heißlamm in Briefwechsel zu setzen?“

„Ich werde es tun müssen, so mißlich eine Einmischung in fremde Angelegenheiten immerhin ist. Ich sehe kein anderes Mittel, der Komtesse für den Augenblick zu nützen. Heute werde ich kaum noch schreiben können; mein Kopf schmerzt mich zu sehr und die Fahrt nach Rodenhof nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß ich, selbst wenn ich bald ausbreche, vor Abend dort nicht eintreffen kann. Morgen aber soll es mein Erstes sein, an die Gräfin Heißlamm zu schreiben. Sie, lieber zur Sprenge, bitte ich, morgen mit uns zu speisen. Richten Sie sich so ein, daß Sie eine Stunde vor der Tafelzeit in Rodenhof eintreffen; wir können uns dann, bevor wir in den Speisesalon gehen, in meinem Salon ungestört darüber beraten, welche Schritte sich zunächst am besten zu gunsten der armen, lieben Komtesse Stammegk tun lassen.“

Günther nahm die Einladung der Gräfin dankbar an und fand sich zur anberaumten Stunde in ihrem Schlosse ein. Hier empfing ihn leider die doppelt betrübende Kunde, daß die hochverehrte Frau, von der allein er wirksame Hilfe für Clarisse erwartete, völlig außerstande war, das Geringste für ihren Schützling zu tun. Das gestern noch gering geachtete Unwohlsein der Gräfin hatte sich in

12. Kapitel.

Die Gräfin Stammeglt befand sich in ihrem glänzend ausgestatteten Zimmer zu Tennenborn in Gesellschaft ihrer Eltern. Diese hatten sich in ein ernstes Gespräch vertieft. Die aufgeregten unruhigen, jedoch hübschen Züge des Grafen Sinsfeld trugen den Ausdruck eines ungewohnten Mißbehagens. Die nur wenig ausdrucksfähigen Gesichter der beiden Damen waren fast und gleichgültig wie immer; dennoch verriet jede von ihnen durch kleine, nur der nächsten Umgebung bekannte Anzeichen, daß sie sich in gereizter Stimmung befand.

„Wenn meine Gräfin ihre Falten glättet, dann habe ich mich in Acht zu nehmen,“ pflegte Madame Margot, die Kammerfrau der Gebieterin von Stapphorst, zu sagen. Und Mademoiselle Jeanette, die französische Jofe Claudias, behauptete: „Es ist schlechtes Wetter, wenn meine Dame mit den Nägeln ihrer kleinen Rechte in die Fingerspitzen der Linken kneift.“ Heute machten beide Gräfinnen sich unausgesetzt in der beschriebenen Weise zu tun.

„Es sind verzweifelt harte Köpfe, die Stammegls,“ sagte der Graf in einem Tone, als spräche er eine überraschende Entdeckung aus. „Ich habe die Komtesse immer für sehr lenkbar gehalten, und jetzt gebärdet sie sich wie ein ungeschulter Renner, der die Barriere nicht nehmen will.“

„Mähige dich, mein Freund,“ sagte die alte Gräfin mit ihrer dünnen, trockenen Stimme, welche sie selbst für eine gewinnend sanfte hielt. „Bedenke, daß du von deiner künftigen Schwiegertochter sprichst.“

„Ah bah, es scheint mir sehr fraglich, ob sie es jemals werden wird.“

„Sie muß eben,“ behauptete Claudia, ihre scharfen Nägelchen so hart in die bezeichneten Stellen bohrend, daß ihre feinen Fingerspitzen bläulichrot wurden.

„Sie muß? . . . Wer wird sie zwingen? . . . Sie ist entschlossen, Nein zu sagen, und ich behaupte, sie setzt es durch.“

„Nicht doch, Papa; es ist kein Grund, ängstlich zu sein. Zugegeben, daß meine Schwägerin einen hartnäckigen, wahrhaft unerlaubten Eigensinn besitzt, so ist Milian der Mann dazu, ihn zu brechen.“

„Das weiß ich doch nicht. Dein Herr Gemahl ist zwar ein Draufgänger, aber furchtsam ist die Komtesse nicht.“

„Ich stimme deinem Papa bei, Claudia. Wenn ich auch nicht leugne, daß Milians wirklich maßlose Heftigkeit sehr unangenehm auf die Nerven ruhliebender Personen wirkt, so muß man bedenken, daß deine Schwägerin nicht allein seiner Zornausbrüche von Kindheit an gewöhnt war, sondern daß sie ihn, als ihren Bruder, natürlich weniger scheut als du, die erst seit kurzem mit ihm verheiratete junge Frau.“

Claudia zuckte die Achseln und zog die Mundwinkel erab. Der Graf sagte nachdenklich: „Es ist ein Glück, daß die Heilkammern in Neapel sind. Die Gräfin Antoinette wäre imstande, sich auf die Seite der Komtesse zu stellen.“

„Das würde sie ohne Zweifel tun, Papa; deshalb verhindert Milian auch seine Schwester, Briefe mit Heilkammern zu wechseln. Er hat es ihr streng verboten, und es sie dennoch den Versuch machte, der Gräfin zu schreiben, nahm er den Brief fort und verbrannte ihn dann vor ihren Augen.“

„Das ist klug; denkst du nicht auch, Fräulein? Wenn sie sich allein schon so hartnäckig auf ihrem Sinne besteht, wie würde es erst sein, wenn sie einen Rückhalt an ihrer Schwester fände!“

„Ich weiß aber nicht, ob ihr Bruder berechtigt ist, ihr die Korrespondenz mit den Andern zu verwehren.“

„Ach, Papa, das ist wirklich ein überflüssiges Bedenken. Wir stehen ihr eben so nahe wie die Heilkammern.“

„Wohl wahr; indes werden diese auch nicht immer in Italien bleiben. Wenn sie aber einmal wieder in Deutschland sind, werden sie auch ohne Clarissens Zutun die Lage der Dinge bald genug erfahren und vielleicht schon deshalb Partei gegen uns nehmen, weil sie, wie sie beruhten werden, geflissentlich im Dunkel gehalten worden ist.“

„Das würde ohne Frage der Fall sein; und deshalb

müssen diese lieben Angehörigen der Komtesse bei ihrer bevorstehenden Rückkehr mit einer unumstößlichen Tatsache empfangen werden.“

„Wie aber soll das geschehen, meine Teuere, wenn deine charmante künftige Schwiegertochter sich beharrlich gegen die Ehre sträubt, deines Sohnes Gemahlin zu werden?“

Die Türe des anstoßenden Salons wurde hastig aufgeworfen, und die alte Gräfin sah durch die zurückgeschlagene Portiere ihren Schwiegersohn mit ungestümen Bewegungen und seinem finstersten Gesichte auf die Klein Gesellschaft zukommen. Sie ermahnte leise ihren Gemahl zur Vorsicht; Milian schien ihr sehr aufgeregt zu sein, und sofort bestätigten Stammegls erste Worte ihre Voraussetzung.

„Nun, sind Sie endlich zu einem vernünftigen Entschlusse gekommen? Was wollen Sie, das geschehen soll?“

„Sage uns vorher, was du ausgerichtet hast, Milian.“

„Das ist eine überflüssige Frage. Du kannst dir selbst sagen, Claudia, daß ich mich nicht erkundigen würde, was hier beliebt worden ist, wenn es mir gelungen wäre, Clarissens starren Eigensinn zu brechen.“

„Ich gestehe offen,“ nahm die Gräfin Sinsfeld das Wort, und die dunkelgrüne Seide ihres Kleides knisterte unter ihren glättenden Händen, „daß ich es lebhaft be-reue, mich überhaupt in diese Sache eingelassen zu haben. Eine Dame, welche die Vorzüge, die ihr durch die Verbindung mit meinem Sohne geboten werden, so gering schätzt, kann ich kaum als eine willkommene Schwiegertochter betrachten.“

„Nun, Mama, daß sie die ihr gebotenen Vorzüge, wie Sie sich ausdrücken, gering schätzt, verüble ich meiner Schwester nicht. Ich leugne nicht, daß der Entschluß, Ihren Sohn zu heiraten, wohl keiner jungen Dame leicht werden möchte, um so weniger, einer so schönen, reichen und angesehenen, wie Clarisse Stammeglt ist.“

„Aber Sie wünschen doch diese Verbindung, mein Sohn,“ sagte die Gräfin scharf.

„Freilich, um meiner selbst willen, Mama. Ich verüble meiner Schwester auch nur, daß sie nicht ihrem Bruder, ihrem Hause das allerdings schwere Opfer bringen will, Ihren Sohn zu heiraten.“ Ein unbetheiligter Zuhörer bei dieser seltsamen Unterredung würde kaum gewußt haben, ob er größern Abscheu vor der rücksichtslosen Grausamkeit oder vor der platten Offenheit Stammegls empfinde.

Graf Sinsfeld, der den größten Wert auf das Zustandekommen des Planes legte, pflegte stets, wenn Milians Heftigkeit und Hochmut mit dem Stolze seiner Gemahlin zusammenprallten, als Vermittler einzuschreiten. Darum entgegnete er sanftmütig: „Führen wir keine Differenzen herbei in einer Angelegenheit, wo unsere beiderseitigen Interessen Hand in Hand gehen. Du hast Recht, Milian, um beinetwillen sollte die Komtesse Vernunft annehmen. Da sie nun aber einmal Nein gesagt hat, kann sie jetzt den Ton nicht finden. Ja zu sagen. Eigensinnige junge Damen schämen sich sogar, nachgiebig zu sein, selbst wenn sie es gern möchten; man kennt das. Ueben wir also, ohne ihr Wissen, einen unschuldigen Druck auf sie aus. Senden wir morgen am Tage aller Welt in aller Form die Anzeige von der Verlobung der Komtesse Stammeglt mit dem Erbgrafen Philipp Sinsfeld; — ist das geschehen, so wird sie sich sagen: „Ich muß nachgeben,“ und dann zufrieden sein, es mit guter Miene zu tun.“

„Und,“ fügte die Gräfin in herbem Tone bei, „sollte die Komtesse auch nach veröffentlichter Verlobungsanzeige ihre Einwilligung zu der Heirat mit Philipp noch verweigern wollen, so sagt man ihr einfach, daß man in diesem Falle überall bekannt machen werde, wir hätten die Partie rückgängig gemacht, weil sie geistig zu sehr gestört sei. Nein, draußen Sie nicht auf, Milian: eine solche Veröffentlichung wird ja nie stattfinden. Die Komtesse wird einen solchen Skandal zu sehr scheuen, um nicht, in dem Wunsche, ihn zu verhüten, sich allen unsern Vorschlägen zu fügen.“

Ihr Gemahl und ihre Tochter stimmten lebhaft bei, und nach einigem Widerstreben fügte sich auch Milian ihren Ansichten.

(Fortsetzung folgt.)

Seltzam.

Eine wahre Begebenheit von E. Jahrow.

(Nachdruck verboten.)

Der Wald stand wie ein weißer Traum im Mittagslicht. Es hatte schon seit ein paar Tagen geschneit. Gerade genug, um die bräunliche Decke von Nadeln und totem Laub auf der Erde zu verdecken; doch nicht genug, um die schmalen Pfade zu verwischen, auf denen Lena ihre täglichen Spaziergänge zu machen pflegte.

Sie war nicht mehr ganz so bleich wie im Sommer, als man sie hierher geschickt hatte zum Onkel Oberförster. Aber immer noch überzart und überschlan! schritt sie dahin, begleitet von dem braunen Jagdhund Treff. Ihr schmaler, dunkler Kopf war ein wenig geneigt, doch lag ein frohes Lächeln um den stillen Mund; sie lächelte fast immer seitdem sie die Braut von Hauptmann Gerbrand war.

Er war im Kriege Hauptmann geworden; und nun hatten ihre Eltern die Verlobung zugegeben, und bis vor drei Wochen war er auf Urlaub hiergewesen, volle vierzehn selige Tage lang.

Der Onkel Oberförster sah es eigentlich nicht sehr gern, wenn Lena so allein umherwanderte. Sie war so sehr „wunderlich“, fand er. Ihr verträumtes und nervöses Wesen konnte in der absoluten Einsamkeit des Waldes vielleicht noch verstärkt werden.

Aber Lena hatte ihren Kopf für sich. Und sie lachte leise zu seinen Vorhaltungen und ging täglich weiter mit Treff spazieren.

Heut nahm sie einen neuen Weg, ließ sich von dem Hunde führen, der irgendeiner nur ihm bekannten Spur nachging. Jedenfalls ward es immer herrlicher und feierlicher, wo sie hinkam.

Die Tannen standen hier spärlicher, dafür aber erhoben uralte Eichen und Buchen ihr schwarzes Geäst zu dem blaßblauen Himmel.

Vor einigen Stunden hatte Raubreif eingeseht. Jedes dürre Zweiglein trug ein schimmerndes Kristallvelchen, jeder Ast am Wege, jede Rinde am Schlehdorn blühte von nadelfeinem Nisigranwerk.

Ein Rotkehlchen sah drüben auf einem Wacholderbusch und gab ein leises Geilön von sich; der Schnee unter den Bäumen hatte fast kornblumenblaue Schatten, und die Wintermittagsluft war geheimnisvoll und wie mit einem ganz wunderfeinen Schleier übersponnen, den man nur ungewiß fühlen konnte.

Lena stand einige Augenblicke ganz still und schloß die Augen.

Es war wieder jenes lastende Gefühl über ihr, das sie schon als Kind zuweilen gehabt, wenn sich etwas Unerwartetes ereignen sollte. Damals hatte sie es in ihrer eigentümlichen Art benannt, „es drückt mich so“, hatte sie gesagt.

Heut wollte sie es nicht wahr haben. Sie hatte ja erst am Vormittag einen langen Brief von ihrem Kurt gehabt: es ging ihm gut, er schrieb so zärtlich und alliclich und auch lustig, obwohl die Zeitungen gerade jetzt berichteten wie hart es zuging, dort im Südboten, wo er lag.

Die braunen Augen hoben sich wieder, und schneller schritt sie nun aus, denn dort vor ihr öffnete sich eine Pichtung, die ihr unbekannt schien, und in deren Mitte eine ungeheure, schwarz aufragende Tanne stand, silbern überstäubt doch dunkler wirkend als die ganze Umgebung.

Lena stand plötzlich still, wie angewurzelt.

Was war das?

Dort aus dem niedrigen Wipfel löste sich etwas — ein Nebel, eine hauchdünne Wolke.

Es streckte sich hin und her, nahm Gestalt an, und doch blieb es so durchsichtig, daß man dahinter einen Nabel erkennen konnte, der schweigend und schwerfällig vorüberflog.

„Ein Gespenst?“ dachte Lena, wie erstarrt. „Wie ist das möglich? Jetzt am hellen Wintermittag? Und was — was will es denn?“

Sie hatte die Empfindung, als ob ihr Gehirn einfröte. Und doch sah sie mit zweifelloser Deutlichkeit, wie sich aus dem Nebel eine Gestalt bildete. Sie wuchs aus dem Baum heraus, schwebte über ihm und wies jetzt mit

einem langen, scharf umrissenen Arm nach Süden. Auch die andre geisterhafte Hand erhob sich, wie warnend undweisend, hob sich mehr und mehr und zeigte endlich hoch zum Himmel empor.

In demselben Moment vernahm Lena eine krachende, furchtbare Detonation, wie sie eine ähnliche noch niemals gehört hatte.

„Kurt!“ schrie sie auf. „Kurt!“

Dann sank sie besinnungslos nieder.

Das Krachen mußte nur sie allein gehört haben, denn der Hund war unbekümmert weitergelaufen. Erst nach einigen Minuten sah er sich nach ihr um, und da sie ihm nicht folgte, wandte er sich zurück und suchte sie. Er stutzte, als er sie fand, schnüffelte an ihr herum, begann zu winseln und stob endlich in gestrecktem Laufe davon, zurück zur Oberförsterei.

Eine Viertelstunde darauf hatte man Lena gefunden und in das Haus zurückgetragen.

Es währte lange, ehe sie zu sich kam. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf zu einer so tiefen Ohnmacht. Er wußte, daß Lena zart und „übernervös“ war, und er meinte, sie habe sich auf einem langen Spaziergang nur überanstrengt.

Als sie endlich die Augen wieder aufschlug und sich auf das Vorgefallene besann, sagte sie leise und mit einer sonderbaren Bestimmtheit zu ihrem Onkel: „Kurt ist tot.“

Man erschrak, man suchte ihr solche Einbildungen auszureden, fragte unaufhörlich, wie sie zu einer solchen Phantasterei komme und erreichte es endlich, daß sie leise und stotternd von ihrer Vision erzählte. Der Oberförster wollte nicht viel davon hören. Aber er kannte Lenas Eigentümlichkeiten ja; von klein auf hatte sie hier und da so unheimliches Zeug geträumt. Man konnte offenbar auch mit offenen Augen träumen. Bloß, daß eine glückliche Braut eigentlich keinen Anlaß zu solchen Schredensvorstellungen hatte.

Als endlich, nachdem der Arzt ihr ein starkes Schlafmittel gegeben, das junge Mädchen eingeschlafen war, fuhr der alte Herr fort. Aber noch von seinem Wagen herunter flüsterte er dem Oberförster zu:

„In diesem Kriege passieren wunderliche Dinge, lieber Freund. Ich rate Ihnen, lassen Sie die Mutter der Kleinen kommen, damit sie nicht allein ist, wenn etwa . . .“

„Was? Sie glauben wohl gar an ihre Einbildungen?“

„Ich weiß nicht. Sie hatte in den Augen ein Licht, das von übernatürlichen Dingen sprach. Sie muß etwas gesehen haben, was nicht nur Phantasie war. Und der Schuß, den sie gehört hat? War einer Ihrer Förster zu dieser Stunde auf der Jagd?“

„Nein, ich glaube nicht. Aber Wildddiebe vielleicht — ich habe allerdings keinen Schuß gehört.“

„Nun, wir werden sehen. Wollte Gott, Sie behielten recht, und die Kleine unrecht.“

Drei Tage lag Lena fiebernd, doch ganz still und schweigsam zu Bett. Ihre Mutter war gekommen und saß neben ihr; sie weinte viel. Lena weinte nicht.

Am vierten Tage griff Lena nach ihrer Taschenuhr, die noch auf dieselbe Stunde zeigte, in welcher sie im Walde zusammengebrochen war.

„Zwölf Uhr zwanzig Minuten,“ murmelte sie. „Mutter, wenn heut kein Brief von Kurt kommt, dann ist es auch für euch wahr, dann könnt ihr auch nicht mehr zweifeln. Um zwölf Uhr zwanzig Minuten hat ihn der Schuß getroffen. Ich will aber keine schwarzen Kleider tragen, Kurt hat einmal gesagt, er möge mich nicht gern in Schwarz sehen.“

„Mein Herz, wollen wir nicht noch hoffen, solange wir können?“

Ein wehmütiges Lächeln irrte über Lenas Gesicht:

„Ich kann eben nicht, Mutter. Ich weiß ja Bescheid.“

Es klopfte, und man brachte einen Feldpostbrief herein.

Er trug eine fremde Handschrift. Der Regimentskommandeur schrieb selbst, daß sein lieber Gerbrand am vergangenen Tage von einer Granate zerrissen worden sei. Der Brief war vor drei Tagen abgegangen.

Zufällig hatte das tödliche Geschöß nicht die Brieftasche und die Uhr verletzt. Beides folgte in einem einge-

portierten Wachen mit der gleichen Post. Dann folgten einige Seiten voller warmer, lobender Worte für den Gefallenen, die Lena nicht las.

Sie sprach auch kein Wort.

Ihre Lippen zuckten ein paarmal, aber ihre Augen blieben behaftet mit jenem fernen, starren Licht, das der Arzt bemerkt hatte.

Gegen Abend kam das Päckchen mit den Wert- sachen an.

Die Uhr zeigte zwölf Uhr zwanzig Minuten.

An der Stelle im Walde, wo sie die Vision gehabt, errichtete Lena mit eigenen Händen ein kleines Kreuz.

Sie wäre gern gestorben, aber es gelang ihr nicht. Nur in die Stadt wollte sie nicht zurück; und man ließ ihr den Willen, froh und dankbar, daß sie den Schlag überlebt hatte.

Ihr Oheim fand, als er wieder allein mit ihr war, daß sie „ganz verständig und ruhig“ sei. Nur daß sie jene Dichtung im Walde wie einen Kirchhof betrachtete und Kränze zu ihrem kleinen Kreuz hintraq, das war eigentlich ein wenig seltsam. Aber darüber konnte man ja schließlich hinwegsehen.

Sechsmal gebraten und nie gegessen.

Dem Erlebnisse eines Landwehrmannes nacherzählt.

Von M. Trott.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte hat sich, so unwahrscheinlich sie man- hem auch klingen mag, tatsächlich ereignet. Der betref- fende Landwehrmann, der die Sache erlebt hat, liegt ge- gentwärtig verwundet in einem Berliner Lazarett und er- zählt mit einem lachenden und einem weinenden Auge die schreckliche Geschichte von der Henne, auf die er sich so ge- freut hatte und die er doch nie essen konnte.

„Wir hatten,“ so berichtet der Feldgrau, „tagelang nichts Warmes gegessen, und wie ein Geschenk des Him- mels erschien es mir und meinem Kameraden, als wir beim Durchmarsch durch ein russisches Gehöft Geflügel aller Art herumlaufen sahen. Es galt, schnell mit dem Besitzer der Hühner handelseinig zu werden, denn eine Verzögerung während des Marsches war nicht angebracht. Nach müß- samer Verständigung verlangte der Russe zwei Rubel für die Henne. Da ich aber russisches Geld nicht hatte, erklär- te ich, falls ich ihm sechs deutsche Mark gäbe, auch damit einverstanden. Zum langen Handeln war keine Zeit, ich bezahlte die sechs Mark und war froh, als ich das Tier in meiner Hand hielt. Mein Kamerad ersetzte mir die Hälfte des Betrages, wofür ich ihm die gebratene halbe Henne versprach.“

Während des ganzen Marsches freuten wir uns auf den köstlichen Federbissen, und als es endlich zum Rasten kam, begannen wir mit den Vorbereitungen für das lu- xullische Mahl. Das Schlachten mit dem Bajonett machte keine Mühe, schwieriger war es schon, das Vieh zu rupfen und wir beide quälten uns eine volle Stunde damit ab. Die Haut hatten wir an zahlreichen Stellen vollkommen abgerissen, aber was schabete das, die Hauptsache war ja doch, daß wir das Huhn bald in den Magen bekamen. Leider aber mußten wir noch ein Weilchen warten, denn unser Regiment brach wieder auf. Ich stopfte die gerupfte Henne in meinen Tornister und marschierte weiter. Am Abend durften wir wieder rasten, aber es war verboten, ein Lagerfeuer zu machen, und so blieb uns nichts ande- res übrig, als erst ein tiefes Loch auszuwachen, dort Feuer anzumachen und dann die Grube sorgfältig wieder zuzudecken. Damit uns der Braten nicht verräucherte, quälten wir uns, einen kleinen Abzugskanal für den Rauch anzulegen, doch gerade als das schwierige Werk fertig war, ließ es weiter. Wir konnten nunmehr nur die Henne noch schnell aus dem kochenden Wasser nehmen und in den Tornister stecken. Raum war ich zweihundert Schritte marschiert, als mich mein Leutnant auf die Schulter klopfte und fragte, warum aus meinem Tornister Rauch aufsteige. Ich erklärte ihm die Sache, worauf er lachend von bannen ging. In der Nacht noch kam es zum Gefecht, ich und meine Henne mußten den Kugelregen über uns er-

gehen lassen; aber wir hatten Glück, das Gefecht dauerte nicht lange, und zwei Stunden darauf blieben wir aber- mals Rast. Das erste war, daß wir die Henne aus dem Tornister rissen, Wasser aufsetzten, um endlich den Feder- bissen unseren Magen einzuverleiben. Das Huhn brodelte kaum im Topfe, da wurde mein Kamerad und ich zur Feldwache kommandiert. Natürlich vergaßen wir unsere heiße Henne nicht und hofften, daß es uns auf Wache möglich sein werde, das Vieh weiter zu kochen. Wir ver- suchten es wirklich, aber noch hatte das Huhn keine zwei Minuten im Wasser gelegen, da bekamen wir wichtigere Arbeit und mußten die Henne abermals zusammenpacken. Als wir dann zurückkommandiert wurden, hätten wir wohl Zeit gehabt, die Henne abzukochen, aber wir waren so müde, daß wir uns den Genuß bis zum nächsten Früh- stück aufsparen wollten. Unser Kommissbrot schmeckte uns in Gedanken an den morgigen Braten ganz vorzüglich, dann fielen wir in tiefen Schlaf.

Am andern Morgen, der Tag graute kaum, hatten wir schon wieder unsere Henne im Topf. Diesmal kochte sie lustig. Aber, Entsetzen! Alarm! Hals über- packten wir zusammen, die Henne flog in trübendem Zu- stand in den Rucksack meines Kameraden, und nun ging es los. Der bekam nach wenigen Sekunden ein kreb- rotes Gesicht und fing entsetzt an zu schimpfen, der heiße Henne brannte gar mörderlich auf seinem Rücken. Bei einer Gefechtspause befreite ich ihn eilends davon. Wir hatten Glück, es gab wieder eine Ru- pause. Aber sagte man uns, es handle sich nur um einige Augen- blicke, aber unser Hühnerbratenappetit war bereits so ins Riesen- hafte gewachsen, daß wir den Versuch wagten. Es kam wie früher, die kaum angewärmte Henne wurde zum fünften Male eingepackt.

Endlich, am Abend desselben Tages, hielten wir eine längere Rast, und nun sollte uns niemand mehr an der Mahlzeit stören. Einen Augenblick war ich freilich em- pört, als ich beim Öffnen des Tornisters bemerkte, daß mir mein lieber Kamerad schnell noch einen seiner Kom- misskieseln in den Tornister gesteckt hatte, und zwar gerade auf die angebratene Henne. Aber das kümmerte uns we- nig, die Henne kam aus neue in den Topf, und schon im Begriff, weich zu werden passierte meinem Kameraden ein Unglück, den Topf mit der Henne und der guten — aller- dings recht dünnen — Brühe auf die Erde fallen zu lassen. Das sollte uns die Laune indes nicht trüben, denn in einer halben Stunde war der Braten ja fertig.

Während mein Freund am Topfe Wache hielt, streifte ich draußen noch etwas umher. — Wie es kam, weiß ich nicht — aber ich fühlte plötzlich einen heftigen Schmerz im Unterleib, ein Krachen und Dröhnen um mich herum, dann vergingen mir die Sinne.

Auf dem Verbandspolke habe ich dann erfahren, daß mich ein Schrapnellsplitter verletzt hat. Mein Kamerad hat noch ein Weilchen mit dem Essen auf mich gewartet, als ich aber nicht kam, hat er die ganze Henne allein ver- speist.

Scherz und Ernst.

tt. Ein Organist mit künstlichen Fingern. Desmar- res, um das Jahr 1789 Organist zu Rouen, war ein leidens- schaftlicher Jäger. Eines Tages ging ihm seine Hände unversehens in den Händen los und riß ihm die drei ge- ten Finger seiner linken Hand ab. Desmarres ließ sich künstliche Finger ansetzen und ruhte nicht, bis er mit denselben fast ebenso fertig spielen konnte, wie mit den natürlichen.

tt. Erklärung. Eine blündige Antwort, was ein Zahn- arzt sei, gab eines Abends der berühmte englische Schach- spieler Garriq, indem er sagte: „Ein Zahnarzt ist ein Mensch, der seinen Nebenmenschen die Kinnbacken abreißt, damit er seine eigenen bewegen kann!“

tt. Ein wirklicher „Geheimer Hofrat“. Louis Schnel- der, der Geheime Hofrat und Vorleser Kaiser Wilhelms I., sagte häufig, wenn man ihn bat, diese oder jene edle Tat des Monarchen doch veröffentlichten zu lassen: „Gott bewahre! Ich bin ja vom Kaiser zum „Geheimen“ Hofrat ernannt worden, damit allerlei Dinge von Kants wegen geheim gehalten bleiben!“